

Martin Heimbucher & Ulrike Offenberger



REGINA JONAS

Die erste
Rabbinerin

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER VERLAG



Martin Heimbucher
Ulrike Offenberg

REGINA JONAS

Die erste Rabbinerin

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER **VERLAG**

Erste Auflage 2026

Originalausgabe

© Jüdischer Verlag GmbH, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des
Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung und -illustration: Rothfos & Gabler, Hamburg

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

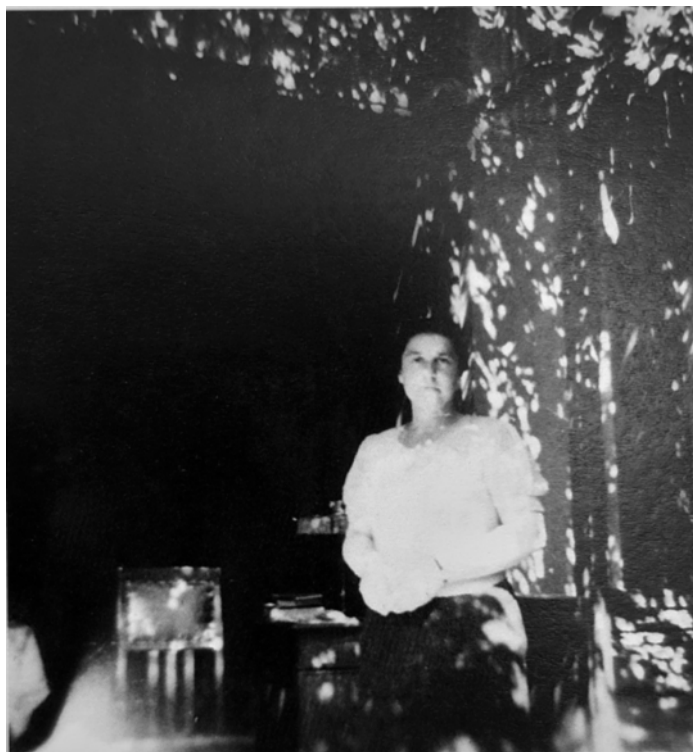
Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54349-6

Jüdischer Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

INHALT

Porträt	7
1 Hilferuf aus Berlin Dezember 1938	9
2 Unerwartete Liebe Berlin und Hamburg 1939-1941	73
3 »Trost geben in bitterböser Zeit« Berlin 1941/1942	145
4 »Unsere prüfungsreiche Arbeit« Theresienstadt 1942-1944	213
Anhang	
Ausgewählte Schriften und Briefe von Regina Jonas .	303
Anmerkungen	347
Quellen und Literatur	395
Zeittafel	416
Dank	427
Personenregister	429



Eine der wenigen überlieferten Fotografien von Regina Jonas, aufgenommen Ende Juli 1939 in Hamburg-Harvestehude von Herbert Warburg auf der Veranda der Pension von Henriette Neustadt, Werderstraße 43.¹

PORTRÄT

Sie blickt gesammelt und ohne Scheu in die Kamera. Das dicke, schwarze Haar ist im Nacken zusammengesteckt und jetzt, im Urlaub, nicht so streng gescheitelt wie sonst. Aufrecht wendet sich ihre kräftige Gestalt dem jungen Fotografen zu, die Hände vor der Körpermitte locker zusammengeführt. Zur hellen Bluse mit Puffärmeln trägt sie eine Kette, am Handgelenk eine Armbanduhr. Die letzten Julitage 1939 in Hamburg sind heiß. An der Wand zeichnen sich die Schatten der Blätter ab, die die Veranda umranken. Auf einem Schränkchen liegen Bücher. Zur Erholung zählt für sie immer auch geistige Arbeit. Es sollte eine folgenreiche Sommerfrische werden.

Als selbstbewusste Erscheinung tritt uns die 39-jährige Regina Jonas entgegen. So hat Rabbiner Joseph Norden in Hamburg-Harvestehude die Berlinerin kennengelernt – und sich Hals über Kopf in die junge Kollegin verliebt.

Ihre Schülerinnen haben sich später gegensätzlich an sie erinnert: Als »unvergessbar schöne Person« mit einem »intelligenten Gesichtsausdruck« und einer »tiefen, angenehmen Stimme« haben die einen sie wahrgenommen.¹ Andere bescheinigen ihr ein eher skurriles Auftreten: nachlässig bis exzentrisch gekleidet und mit einem »uneleganten« Gang. Jedenfalls war sie wenig »damenhaft«. Viele Zeitzeugen erzählten von ihrem »handfesten Humor«. Der half ihr wohl auch, sich in der rabbinischen Männerwelt zu behaupten.

Sie löcherte erfahrene Rabbiner oft mit ganzen Fragen-Kaskaden, um von ihnen zu lernen. Ihre Hartnäckigkeit brachte die Befragten bisweilen an Grenzen. Dafür beschenkte sie ihre Kollegen gern und großzügig mit Blumen – eine ungewöhnliche Geste gegenüber Männern. In Beziehungsstreitigkeiten mit dem Freund Joseph Norden konnte sie scharf werden.

Sensationsheischende Zuschreibungen, die sie als »erste und einzige« Rabbinerin feierten, hat Regina Jonas unwirsch beiseitegewischt. So reagierte sie einmal auf die Frage einer Journalistin: »Mir war nie drum zu tun, die Erste zu sein. Ich wünschte, ich wäre die 100 000!«²

Auch im Lager Theresienstadt hat sie noch viele beeindruckt: Mitgefangene rühmten sie als »begnadete Predigerin und Rednerin«, die sich von »hohlem Pathos« fernhalte.³ Der Wiener Viktor Frankl erlebte sie dort als »energiegeladene Persönlichkeit« und charakterisierte sie als »grader Michel«, im positiven Sinn: aufrichtig und vertrauenswürdig.⁴

Berüchtigt war sie für ihre schwer lesbare Handschrift in Briefen und auf Postkarten. Martin Buber gegenüber beteuerte sie selbstironisch: »so schlecht wie meine Schrift, die ich durch viel Colleg-Schreiben verdarb, bin ich nicht.«

Jüdische Sitte und jüdisches Ethos waren ihr heilig, gerade in ihrem persönlichen Verhalten. So soll sie nach orthodoxem Brauch am Schabbat keine Handtasche mit sich geführt und sich ein Taschentuch ums Handgelenk gebunden haben.⁵ In der jüdischen Tradition blieb sie observant, während sie als weltweit erste Rabbinerin zur Revolutionärin wurde.

HILFERUF AUS BERLIN DEZEMBER 1938

Am 23. Juli 2017 veröffentlichte die Nationalbibliothek von Israel einen Brief, der unser Wissen um die bereits legendäre »weltweit erste Rabbinerin« Regina Jonas erheblich erweitert. Unter einem in Frakturschrift gedruckten Kopfbogen, der sie als »Rabbiner« vorstellt, richtet Regina Jonas am 12. Dezember 1938 einen sechsseitigen handschriftlichen Brief nach Jerusalem.¹

Es ist ein Hilferuf, viereinhalb Wochen nach dem brutalen Novemberpogrom in Deutschland. Zugleich ist es so etwas wie ein Bewerbungsschreiben mitsamt einer kurzen Schilderung ihres Lebenslaufes. Die Stichpunkte dieser persönlichen Vorstellung dienen uns als Leitfaden, wenn wir im Folgenden den Werdegang von Regina Jonas nachzeichnen. Empfänger des Schreibens war Martin Buber, der schon in den Weimarer Jahren über die jüdische Gemeinschaft hinaus bekannte Judaist und Philosoph. Bis 1933 hatte er eine Honorarprofessur für Religionswissenschaften an der Universität Frankfurt am Main innegehabt. Nachdem ihm in den Jahren danach Lehr- und Lebensmöglichkeiten in Deutschland weiter abgeschnürt wurden, gelang ihm im Frühjahr 1938 mit seiner Familie, wie er es selber nannte: die »Einwanderung« nach »Erez Israel«, dem britischen Mandatsgebiet Palästina.

I.

H. Buber (Litho)
229 B 1

Rabbiner Regina Jonas

Berlin N 4, 12. 12. 38^e
Krausenstraße, 6
Telefon 42 02 96

Gefegarteter Gnu Prof. Buber!

Gefegarteter Gnu Prof. Buber, das ist als wenn
Gnu persönlich mit mir in Kontakt mit
mich an die immer offg. Rat zu
personell - aber indirekt durch das Lesen
Ihrer offg. Schriften mit mir in ein
Schülerverhältnis zu Ihnen. Ich bin
in Bonn, und da es als fast unmöglich
dass man sich persönlich sieht, ist die einzige
für mich denkbar. Auf Ihre in Bonn
sollen wir uns immerhin befreundet sein
meiner Meinung nach nicht zu fern, u. jetzt da es
in mit mir in ein Schülerverhältnis
Ihre mir, ist mir Rat doppelt nötig -
dass ich mich Ihnen persönlich vorstellen. Ich bin
jetzt 36 J. alt, in Bonn. Ich war in Bonn
nicht zu spät war in Bonn. 11. 12. 38
Ihre Rabbiner (m) Brief. Das sage ich mir,

Erste Seite des Schreibens von Regina Jonas an Martin Buber vom 12. Dezember 1938.²

Ein Ruf der Hebräischen Universität Jerusalem auf den Lehrstuhl für Sozialphilosophie ermöglichte ihm kurz nach seinem 60. Geburtstag ein Entkommen aus der immer schärfer werdenden Bedrängnis der Juden in Deutschland.

Regina Jonas stellt sich Buber als eine »Ihnen persönlich noch Unbekannte« vor, fügt aber sogleich hinzu, eine Beziehung herstellend: »indirekt durch das Lesen Ihrer geschätzten Schriften tritt man in ein Schülerverhältnis zu Ihnen.«

Sie bittet Buber zunächst lediglich »um gefälligen Rat«. Bald aber wird deutlich, dass sie in Wirklichkeit aktive Unterstützung von ihm erhofft. Sie sucht eine berufliche Perspektive in »Erez«. Gleichmaßen habe sie auch ihre beiden früheren Berliner Hochschullehrer Harry Torczyner und Julius Guttmann in Jerusalem angeschrieben; sie wisse aus Erfahrung, »dass vielleicht bei diesem Problem mehrere Persönlichkeiten beraten müssen«. Auch früher schon musste sie auf dem steinigen Weg zu ihrer Anerkennung als Rabbinerin um Unterstützung bitten. Auf der letzten Briefseite fügt Regina Jonas einen Nachsatz an: »Vielleicht können Sie gütigst eine Rabbinertätigkeit für mich ermöglichen.«

»Sorge«

»Ich bin in Sorge«, so leitet Jonas ihr Bittgesuch ein. Sie braucht jene »Sorge« nicht deutlicher anzusprechen – sie ist dem Empfänger in Jerusalem allzu vertraut. In diesen Zeiten ist mit verschärfter Postzensur zu rechnen, zumal bei einem Brief ins Ausland. Pure Todesangst hat die noch in Deutschland lebenden Juden im Herbst 1938 ergriffen – und ihre ins Ausland geflohenen Verwandten auch.³ Das Jahr 1938 war geprägt von Gewalt gegen die Jüdinnen und Juden – von den Nazis ohne innen- oder außenpolitische Rücksichten offen ausgeübt: Dem Einmarsch in Österreich im März folgte eine Welle von Brutalität. Im Mai und Juni kam es in Berlin zu pogromartigen Überfällen und Verhaftungen, in München wurde im Juni auf Geheiß des Gauleiters die prächtige Hauptsynagoge als angebliches »Verkehrshindernis« abgerissen, zwei Monate später auch die Hauptsynagoge am Hans-Sachs-Platz in Nürnberg. Im August erging die Verordnung über die Namenszusätze »Sara« und »Israel«, die bis zum Jahresende

beim Standesamt und auf »Judenkennkarten« einzutragen waren.

Der Gipfel war das Pogrom in der Nacht vom 9./10. November 1938, als SA-Trupps im ganzen Reich jüdische Menschen verhafteten und durch die Städte trieben. Sie verwüsteten Wohnungen und zerstörten mehr als 7000 Geschäfte jüdischer Einzelhändler, die bis dahin trotz Anfeindung und Entrechtung noch ihre Stellung gehalten hatten. Schließlich zündeten die organisierten Nazis die Synagogen an, nicht selten unter Beifall der Bevölkerung. Polizei und Feuerwehr sahen zu. Es brannten im ganzen Land nicht weniger als 1400 Gotteshäuser, deren Trümmer in den Folgetagen auf Kosten der jüdischen Gemeinden abgerissen werden mussten. Infolge der Gewalttaten dürften nach heutigen Schätzungen über 1300 Menschen zu Tode gekommen sein – weit mehr als die lange kursierende Zahl von 91 Ermordeten, die auf einen bagatellisierenden Geheimbericht aus der NSDAP zurückgeht.⁴ Etwa 26 000 jüdische Männer wurden inhaftiert und in die Konzentrationslager Buchenwald, Sachsenhausen und Dachau eingeliefert. Die meisten kamen erst frei, wenn sie eine Zusicherung ihrer »Auswanderung« unterschrieben. Im ganzen Reich nahmen die nichtjüdischen Nachbarn die maßlosen Gewaltausbrüche mehr oder weniger betreten hin, wenn sie sich nicht gar daran beteiligten oder ihrer Schadenfreude Ausdruck gaben. Äußerungen des Protests waren die große Ausnahme.

Vier Wochen später wurden in das Krankenhaus der Jüdischen Gemeinde Berlin, in dem Regina Jonas als Seelsorgerin tätig war, die ersten Patienten eingeliefert, die aus dem KZ Oranienburg-Sachsenhausen freikamen. Durch willkürliche Gewalt der Aufseher hatten sie zum Teil schwerste Verletzungen davongetragen, viele litten an Wundinfektionen. Hinter vorgehaltener Hand tauschten sich Ärzte und Krankenschwestern über das erschreckende Ausmaß der Verwun-

dungen der verängstigten Patienten aus. Dabei hatte das Jüdische Krankenhaus bereits das ganze Jahr 1938 hindurch im Ausnahmezustand gearbeitet. Wie der Chirurg Siegfried Ostrowski in seinen Erinnerungen festhielt, habe ihn bei seinem Dienstantritt Ende des Jahres der internistische Chefarzt des Krankenhauses, Hermann Strauß, mit den Worten begrüßt: »Tägliche Selbstmordversuche, durch Gas und Schlafmittel, behandeln zu müssen, oftmals vergeblich, ist auch für den Stärksten zuviel.«⁵ Mit dem Novemberpogrom erreichte die Brutalität der Verfolgung eine neue Stufe. Regina Jonas erlebte als Seelsorgerin im Jüdischen Krankenhaus hautnah mit, was das für die Betroffenen bedeutete. Jonas' Formulierung von der »Sorge« ist also stark untertrieben. Die vom Nazi-Regime schrittweise gesteigerte Isolation und Entrechtung war umgeschlagen in offenen Terror.

Rette sich, wer kann!

Nach dem Novemberpogrom 1938 stieg die Zahl der Ausreiseanträge sprunghaft an: Bis Kriegsbeginn im September werden allein aus Berlin noch einmal etwa 32 000 Juden und Jüdinnen »auswandern«. Wer nur irgendwie kann, verlässt das Land, auf legalen oder illegalen Wegen. Die Verzweiflung zeigt sich auch daran, dass neben den favorisierten Zielen: Palästina, England und den USA, jetzt Einwanderungsmöglichkeiten auf allen Kontinenten gesucht werden. Wer in Deutschland bleibt, muss mit weiterer Entrechtung, Verarmung, verstärkter Isolation und nun auch mit offener Gewalt rechnen. »Jetzt schläft alles langsam ein«, stellt Jonas in ihrem Brief euphemistisch fest. Dabei hat sie vor allem den Niedergang der jüdischen Gemeinden, Verbände und Sozialeinrichtungen in Berlin vor Augen, in denen sie selber bisher Arbeit gefunden hatte.

Regina Jonas versuchte, Martin Buber ihre prekäre Situation deutlich zu machen: »... jetzt, da ich mit meiner lieben Mutter an Auswanderung denken muss, ist mir Rat doppelt nötig.« Dringlich sind Rat und Hilfe für Regina Jonas deshalb, weil sie als Frau im Rabbinerberuf ohnehin von Anfang an um Anerkennung, Anstellung und angemessene Entlohnung kämpfen musste. Wenn sie sich schon in Berlin nur »unter fast nicht zu schildernden Opfern« als Rabbinerin behaupten konnte – wie schwierig musste das dann erst im Ausland sein! Den Brief durchzieht unverhohlen die Klage, wie »unendlich schwer« es ihr in Berlin gemacht worden war, in diesem Männerberuf Fuß zu fassen.

»Darf ich mich Ihnen hierdurch vorstellen.«

»36 Jahre alt, unverheiratet«, und eben – so ungewöhnlich es damals klang – »Rabbiner(in)«. Regina Jonas setzt die noch ungewohnte Feminin-Form der Berufsbezeichnung hier in Klammern. Bereits in ihrer Examensarbeit von 1930 hatte sie diese »neuartige« weibliche Berufsbezeichnung offensiv eingeführt,⁶ sie aber später selber nicht konsequent verwendet. Auch nachdem sie das Rabbinatsexamen bestanden hatte, bestand allgemein Unsicherheit, mit welchem Amtstitel sie anzureden war. Das letzte von ihr bekannte Schriftstück, das »Vermächtnis« aus Theresienstadt, wird sie im Sommer 1944 entschlossen unterzeichnen mit: »Rabbinerin Regina Jonas«. In Stichworten schildert sie Buber ihren Werdegang: »[...] in Berlin geboren, aus religiösem Hause, mein Vater starb, als ich 11 Jahre alt war.«

Im Scheunenviertel

Regina Jonas wurde im Berliner »Scheunenviertel« geboren und ist dort aufgewachsen. Der Name des Stadtteils rührt aus früherer Zeit, als die Gegend noch außerhalb der Stadtmauer lag. Die Scheunen bargen Heu und Stroh für den Viehhandel am Alexanderplatz. Das Gebiet behielt seinen Namen, als Stadtmauer und Scheunen längst abgerissen waren und die Gegend mit immer größeren Mietshäusern bebaut wurde. In der Nachbarschaft lag der erste jüdische Friedhof, hier wurde in der Heidereutergasse auch die erste große Synagoge Berlins errichtet. Mit der Zeit siedelten sich in der Umgebung viele Juden an. Für ein paar Pfennige gingen »Schabbes-Gojim« ihren jüdischen Nachbarn am Schabbat zur Hand und verrichteten Tätigkeiten, die gemäß orthodoxen Regeln an diesem Tag verboten waren. Es gab unter den Armen auch ein Miteinander, das religiöse Gegensätze überbrückte.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte das Scheunenviertel die weitere Zuwanderung tausender Juden aus Osteuropa. Sie wollten der Armut und den Pogromen in ihren Herkunftsländern entkommen und suchten Arbeit in der aufstrebenden Industriemetropole Berlin. Anfang des 20. Jahrhunderts war das Scheunenviertel der mit Abstand am dichtesten bevölkerte Bezirk Berlins. Er galt als »Elendsbezirk der Reichshauptstadt«. Überdies wurde das Viertel Rückzugsgebiet von Kleinkriminellen und ihren Banden. Nach 1918 waren 70 Prozent der Bewohner Juden, viele von ihnen lebten nach orthodoxer Sitte. Die fremd anmutenden und verarmten »Ostjuden« wurden zur Zielscheibe antisemitischen Ressentiments, auch bürgerlich assimilierte Glaubensgenossen rümpften die Nase über sie.

Den Berliner Adressbüchern zufolge ist die Familie Jonas in den ersten Lebensjahren von Regina auffällig oft umgezogen. Unter dem Eintrag: »Jonas, Wolf, Handelsmann« sind

in den Jahren von 1901 bis 1912 nicht weniger als sechs verschiedene Adressen angegeben, alle im Scheunenviertel oder seinen Randgebieten gelegen. Das deutet auf eine sozial bedrängte Situation der Familie hin. »Handelsmann« war im Adressbuch ein Standardbegriff für zehntausende Berliner Männer von sehr unterschiedlichem sozialem Status. Wir wissen nicht, womit Vater Jonas über die Jahre gehandelt hat. Es dürfte jedenfalls für die Eltern eine andauernde Anstrengung gewesen sein, die vierköpfige Familie über die Runden zu bringen. In ihrem Brief an Buber erwähnt Jonas freilich nicht die Umgebung, in der sie aufwuchs. Überhaupt sprach sie nur zögerlich über die ärmlichen Verhältnisse, aus denen sie kam. Ihr späterer Freund, der Hamburger Rabbiner Joseph Norden, zeigte sich überrascht, als sie ihm in ihren Briefen »ganz allmählich« etwas über ihre »trübe Jugendzeit« offenbarte.⁷ Viel wichtiger jedoch war ihr, auch in ihrem Brief an Buber, der Hinweis, sie stamme »aus religiösem Hause«.

»Aus religiösem Hause«

Für jüdische Familien, die nach der Torah lebten, war das Scheunenviertel keineswegs nur ein »Elendsquartier«. Es war eben auch die Gegend in Berlin, in der sie alles fanden, um ihr Leben im Einklang mit den traditionellen Gebräuchen zu führen. Hier und in den umliegenden Straßen gab es zahlreiche kleine Synagogen und Betstuben, Läden mit koscheren Lebensmitteln, jüdische Schulen, Druckereien und Geschäfte mit jüdischen Büchern und Ritualgegenständen.

Das Leben der Familie Jonas dürfte stark durch die religiöse Tradition geprägt worden sein. Vermutlich hat Mutter Sara dabei den Ton angegeben. Sie führte einen koscheren Haushalt, so wie es ihr als Tochter eines Schochet, eines ri-

tuellen Metzgers, von Kindheit an vertraut war. Die Woche erreichte ihren Höhepunkt mit dem Beginn des Schabbat am Freitagabend, wenn die Mutter die Schabbatkerzen anzündete und der Vater Kiddusch machte, also den Segen über Wein und Brot zum Auftakt der Schabbatmahlzeit sprach. Das ganze Jahr der Familie war strukturiert durch die jüdischen Fest- und Feiertage, mit deren Gepflogenheiten die Kinder schon früh vertraut waren. In Zeitungsartikeln beschrieb Regina Jonas später, wie die in der Kindheit erlebten religiösen Feste und Bräuche zu einem »mächtigen Anker« für die jüdische Identität werden können.⁸

Die Eltern

Vater Wolf und Mutter Sara waren keine »Ostjuden«; sie gehörten gleichwohl zu den Migranten, die im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nach Berlin gekommen waren. Beide stammten ursprünglich aus kleinstädtischen bzw. dörflichen jüdischen Gemeinden, die ihre Blütezeit hinter sich hatten. Wolf Jonas war 1843 im hinterpommerschen Bütow geboren worden. Als 23 Jahre junger »Handelsmann« hatte er im Februar 1866 in Königsberg die drei Jahre ältere Bertha Cohn geheiratet. Sie stammte aus dem thüringischen Heilsberg bei Rudolstadt und war mit ihren Eltern ebenfalls nach Königsberg gezogen. Ihnen wurden dort zwischen Ende 1866 und 1877 drei Töchter und zwei Söhne geboren. Wann die Familie nach Berlin umzog, ist unklar. Das Berliner Adressbuch von 1895 verzeichnet Wolf Jonas in Berlin-Mitte, auch hier bereits als »Handelsmann«. Zwei Jahre später verstarb seine Frau im Alter von 57 Jahren.

Als er im September 1899 erneut heiratete, ging er bereits auf die sechzig zu, während seine zweite Frau Sara, geborene Heß, gerade im Alter seiner jüngsten Tochter Susanna war.

Sara Heß (später schrieben sich die Mitglieder ihrer Familie meist: Hess) stammte aus einer ganz anderen Gegend: 1876 war sie im pfälzischen Böchingen geboren worden und dort aufgewachsen. Mit zweien ihrer Geschwister, dem älteren Bruder Samuel und der jüngeren Schwester Melanie, war sie gegen Ende des Jahrhunderts aus Mannheim nach Berlin gekommen. Die drei waren ihrer ältesten Schwester Helene Neumann gefolgt, die bereits zwei Jahre zuvor mit Mann und Kind nach Berlin umgesiedelt war. Sara Jonas' Sohn Abraham kam am 12. August 1900 zur Welt, zwei Jahre später ihre Tochter Regina. Die standesamtliche Urkunde weist als ihr Geburtsdatum den 3. August 1902, »vormittags um 6½ Uhr« aus.⁹

In ihrem Brief an Buber benennt Regina Jonas die entscheidende Zäsur ihrer Kindheit und Jugend: »Mein Vater ל"ו [seligen Angedenkens] starb, als ich 11 Jahre alt war.« Die Familie musste sich damals, Anfang November 1913, mit einem Armenbegräbnis auf dem Friedhof Weißensee begnügen. Den unscheinbaren »Gemeindestein« über dem Grab von Wolf Jonas mit der Bestattungsnummer 43464 findet man noch heute im Gräberfeld J 4, Reihe 14.

Mutter Sara brachte fortan die Familie allein durch und musste sich dafür, wie ihre Tochter schreibt, »sehr quälen«. In den Kriegsjahren besuchte Regina die Jüdische Mittelschule für Mädchen im Vorderhaus der orthodoxen Synagoge Kaiserstraße, gut zehn Minuten Fußweg von der Wohnung entfernt. Die Mutter wollte den beiden Kindern den Besuch einer höheren Schule ermöglichen – was ihr mit beachtlichem Erfolg gelang: Abraham und Regina schafften beide die Reifeprüfung und erwarben danach in einem einjährigen Pädagogikkurs die »Lehrbefähigung für Lyzeen«, sodass sie bald selber mit Unterricht ihren Lebensunterhalt verdienen konnten.

Richtung Prenzlauer Berg

Dem Berliner Adressbuch des Jahres 1917 ist zu entnehmen, dass Sara Jonas mit den beiden heranwachsenden Kindern inzwischen aus dem Scheunenviertel in den benachbarten Bezirk Prenzlauer Berg umgezogen war, in die Heinersdorfer Straße (1925 umbenannt in Heinrich-Roller-Straße), Hausnummer 14, im Hof, 2. Etage. Unter dieser Adresse war bereits in den Vorjahren auch Helene Neumann gemeldet, die älteste Schwester von Sara. Auch sie war früh verwitwet und hatte drei Kinder allein großzuziehen. Offenbar suchten die Geschwister der Böchinger Familie Heß, die alle in Berlin lebten, in der Not untereinander Beistand. 1918 fand dann auch die jüngste Schwester Melanie nach dem frühen Tod ihres Mannes Zuflucht in der Heinersdorfer Straße 14. Hier wohnte Sara Jonas bis Anfang der 30er Jahre und die heranwachsenden Kinder blieben an ihrer Seite. Im Vergleich zur unsteten und bedrängten Situation der Vorjahre scheint diese Zeit für die Familie eine Phase der Konsolidierung gewesen zu sein, zumindest was die Wohnsituation betraf. Seit 1926 firmiert Sara Jonas im Adressbuch als »Handelsfrau«, sodass wenigstens mit einem kleinen Einkommen zu rechnen war. Womit sie ihren Lebensunterhalt bestritt, ist uns nicht bekannt; als sie 1899 Wolf Jonas heiratete, hatte sie »Näherin« als ihren Beruf angegeben.¹⁰

Offensichtlich war und blieb Mutter Sara sehr auf die religiöse und allgemeine Bildung der beiden Kinder bedacht. Nach dem Tod von Vater Wolf musste sie im eigenen Haushalt ohnehin die führende Rolle übernehmen. Regina zählte später in ihrer Examensarbeit ausdrücklich die – nach dem Tod des Ehemannes erweiterten – religiösen Kompetenzen einer Frau auf.¹¹ Warum sollte sie damit nicht auch ihrer Mutter ein kleines Denkmal gesetzt haben? Für das hohe Engagement der Mutter spricht auch, dass sie beharrlich an